

MOSHE ZUCKERMANN
SUSANN WITT-STAHl

Gegen Ent- fremdung

Lyriker der
Emanzipation
und streitbarer
Intellektueller

Gespräche über
Erich Fried

WESTEND

WESTEND

Moshe Zuckermann
Susann Witt-Stahl

Gegen Entfremdung

Lyriker der Emanzipation und
streitbarer Intellektueller

*Gespräche über
Erich Fried*

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags
unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verar-
beitung in elektronischen Systemen.



ISBN: 978-3-86489-321-6
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2021
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
Satz: Publikations Atelier, Dreieich
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Inhalt

Vorbemerkung	7
Vorwort	8
Einleitung	15
Der Lyriker	26
Der Intellektuelle	101
Anmerkungen	156

Vorbemerkung

Anlässlich des hundertsten Geburtstags von Erich Fried am 6. Mai 2021 haben wir eine Reihe von Gesprächen über den bedeutenden Lyriker und Intellektuellen geführt. Der Gedankenaustausch begann Mitte Oktober 2020 und wurde Anfang Februar 2021 abgeschlossen. Er umfasst Analysen und Ansichten zu Frieds dichterischem Werk, seinem Wirken als marxistischer Denker und Aktivist sowie zur zeitgenössischen und gegenwärtigen Rezeption des ebenso hochbewunderten wie auch oftmals verhassten und verleumdeten Schriftstellers. Die Erträge unseres Dialogs finden sich in diesem Band. Herzlich danken möchten wir dem Schauspieler Rolf Becker für das Vorwort, das er verfasst hat.

Moshe Zuckermann und Susann Witt-Stahl
Tel Aviv und Hamburg, im März 2021

Vorwort

Erich Fried würde sich freuen, könnte er das nachstehende Gespräch lesen. Er würde vermutlich wie zu seinen Lebzeiten kritische und selbstkritische Anmerkungen einbringen – vor allem zu der für ihn kaum voraussehbaren, allenfalls zu erahnenden Entwicklung, die mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus ein Jahr nach seinem Tod begann und sich seitdem in Unheilvolles steigert. Was vor 1989 als Systemauseinandersetzung wahrgenommen wurde, enttarnt sich mit fortschreitender Krise als Versuch imperialistischer Staaten, sich schrittweise die Welt gefügig, wenn nicht untertan zu machen:

Dann wieder

*Was keiner
geglaubt haben wird*

*was keiner
gewusst haben konnte*

*was keiner
geahnt haben durfte*

*das wird dann wieder
das gewesen sein*

*was keiner
gewollt haben wollte¹*

1987, bereits gezeichnet von seiner schweren Krebserkrankung und den daraus folgenden Operationen, wurde Fried der Goldene Schlüssel der Stadt Smederevo im damals noch relativ friedlichen Jugoslawien verliehen. Zwölf Jahre später, am 24. März 1999, begann mit dem Krieg der NATO, zugleich dem ersten Angriffskrieg, an dem Deutschland seit 1939 beteiligt war, die endgültige Zerschlagung Jugoslawiens – Auftakt zur Einkreisung Russlands und Chinas. Große Teile der Industrieanlagen Smederevos mit dem größten Stahlwerk des Landes wurden zerstört und mit der Donaubrücke die Verbindung in den Norden Jugoslawiens, der Wojwodina, unterbrochen. Noch heute, 22 Jahre nach dem Bombardement, leiden und sterben dort Menschen an den Folgen freigesetzter Giftstoffe aus den nahe gelegenen Chemiebetrieben von Pančevo und Novi Sad sowie der erstmals großflächig eingesetzten Uranmunition. »Was keiner geahnt haben durfte« – Erich Frieds Warnungen, sein »Hass gegen das Sterben/ [...] unter den Händen der Mörder/ von morgen/ die heute schon leben«² wurden und werden seitens der Obrigkeiten und der ihnen verpflichteten Medien überhört, zurückgewiesen, diffamiert; sie wurden und werden aber auch von vielen als hilfreich wahrgenommen, beispielsweise jenen, die er bei Straßenprotesten, Großdemonstrationen wie 1969 gegen die Notstandsgesetze im Bonner Hofgarten oder auf Veranstaltungen wie dem Vietnamkongress 1969 ansprach und die sich wie wir heute dank seiner literarischen Hinterlassenschaft auf ihn beziehen können bei der Suche nach Gemeinsamkeit schaffender Orientierung. »Außer diesem Stern, dachte ich, ist nichts und er/ Ist so verwüstet./ Er allein ist unsere Zuflucht und die/ Sieht so aus«³ – Bertolt Brechts bitterbesorgte Äußerung von 1949 konkretisierte sich in Dichtungen und bei Auftritten von Erich Fried. Einerseits scheute er die Rückkehr ins Nachkriegsdeutschland und nach Österreich, Länder, deren Sprache die seiner Dichtungen blieb: »Wen politische Ereignisse geschädigt haben, der

wird politisch hellhörig, vielleicht überempfindlich«; andererseits interessierte ihn der in den Sechzigerjahren aufkommende Widerstand gegen die Restaurationsentwicklung in Westdeutschland, gegen Adenauers Definition der Bundesrepublik als »Wächter der westlichen Welt gegen die Einflüsse aus dem Osten« – im Klartext nicht nur der Studentenbewegung: als Aufmarschgebiet gegen die DDR und die Sowjetunion.

Aus diesem Zusammenhang, denke ich, ergaben sich auch Erich Frieds Reisen nach Bremen, wo ich ihn im Herbst 1969 im kurz zuvor eröffneten Buchladen von Bettina Wassmann kennenlernte, der bald zum Treffpunkt der damaligen »linken Szene« werden sollte. Fried interessierte, was genau zu den Schülerunruhen geführt hatte, deren Anlass die Erhöhung der Straßenbahnpreise gewesen war. Das Eingreifen mehrerer Tausend der in den Bremer Stahlwerken der Klöckner AG Beschäftigten, das Auftreten ihres Betriebsratsvorsitzenden Bonno Schütter aufseiten der vor dem Rathaus demonstrierenden Schülerschaft hatten den Senat der Hansestadt zum Nachgeben gezwungen. Frieds Fragen konzentrierten sich auf ein mögliches Zusammengehen von Studenten- und Arbeiterbewegung (wie ansatzweise 1968 in Frankreich) sowie auf die von ihm erhoffte Verbreiterung des Widerstands gegen den Vietnamkrieg, die Notstandsgesetzgebung, die Hetze der Springerpresse.

Für mich überraschend: Hier war ein Poet, der sich nicht nur mit seinen Schriften – wie der Gedichtsammlung *und Vietnam und*, die für uns zur selbstauferlegten Pflichtlektüre geworden war –, sondern sich konkret und öffentlich beteiligte. Freundlich und behutsam fragend und nachfragend, meist lächelnd, manchmal fast hilflos wirkend – aufgehoben zugleich durch sein Bestehen auf Genauigkeit und Detailinformationen: Was beispielsweise bei den Protesten gegen die Notstandsgesetze zur Besetzung des Bremer Theaters geführt habe, wie Intendanz und Kulturbehörde darauf reagiert hät-

ten; was denn nur den Regisseur und Schauspieldirektor Peter Zadek, dessen Familie zur Zeit der faschistischen Herrschaft in Deutschland Vergleichbares erlitten hatte wie seine, veranlasst habe, sich von den Schülerunruhen zu distanzieren mit seiner im *Spiegel* veröffentlichten Erklärung, wo sich mehr als drei Deutsche im Gleichschritt bewegten, handle es sich um Nazis.

Nach den Jahren der Schüler- und Studentenunruhen trafen wir uns nur noch gelegentlich, meist zufällig, ohne uns zu verabreden – nie hätte ich gewagt, ihn nach seiner Erreichbarkeit zu fragen. Die Themen unserer damaligen Gespräche: die Rote-Armee-Fraktion (RAF), Vietnam, Israel-Palästina. Mich erfüllte dankbare Übereinstimmung mit allem, was er über Ulrike Meinhof geschrieben hatte, unterschiedliche, teils auch differierende Einschätzungen gab es zur RAF: Als kritische Mitglieder der Gewerkschaften lehnten wir ihren Alleingang mit den daraus resultieren tödlichen Konsequenzen politisch ab, bestanden aber gegenüber der moralisch-bürgerlichen Verurteilung ihres Handelns auf unserer Wahrnehmung, dass sich hier eine Gruppe dem gleichen Gegner entgegenstellte wie wir – unter Einsatz ihres Lebens. So schrieben wir 1974:

Die Befreiung der Arbeiterklasse und aller Unterdrückten ist nur möglich durch den Kampf gegen die tausend Stricke, mit denen die Arbeiterschaft an diese Ordnung gefesselt ist und die von den Massen selbst zerrissen werden müssen.⁴

Erich Fried ließ den Aufsatz, den ich ihm gegeben hatte und dem das Zitat entnommen ist, mir gegenüber unkommentiert, jedoch nicht in seinen Schriften:

Die Gewalt

[...]

*Das Grundgesetz der Gewalt
lautet: »Recht ist, was wir tun.
Und was die anderen tun
das ist Gewalt«*

*Die Gewalt kann man vielleicht nie
mit Gewalt überwinden
aber vielleicht auch nicht immer
ohne Gewalt⁵*

Vietnam: Der Krieg war vorbei, hatte mit der ersten und bis heute größten militärischen Niederlage der USA geendet. Erich Frieds Interesse galt den Auswirkungen auf diese beiden am Krieg beteiligten Länder. Am 1. Mai 1975 hatte ich auf dem Flug nach Nakhon Phanom, der US-Airbase in Thailand an der Grenze zu Laos, ein Gespräch mit einem amerikanischen Offizier, der mir fassungslos, erschüttert, unter Tränen des Zorns seine eben gekaufte Zeitung mit der Titelzeile »Takeover« – Machtübernahme durch den Vietkong – reichte. So viele seiner Kameraden hätten in dem zehnjährigen Krieg ihr Leben lassen müssen (die Millionen Opfer in Vietnam erwähnte er nicht), nur weil das Pentagon »die Bombe« nicht eingesetzt habe. Nur an das Kopfschütteln von Erich Fried kann ich mich erinnern, seine Antwort findet sich in den Zeilen von Gedichten wie:

Was bleibt?

[...]

*Zorn bleibt und Widerstand
und keine Ruhe
Und Wünsche bleiben
auch einfache Wünsche für Menschen
[...]⁶*

»Und Wünsche bleiben ...« Israel und Palästina – mir bleibt hier nur, auf die nachstehenden brieflich geführten Gespräche von Moshe Zuckermann mit Susann Witt-Stahl zu verweisen. Beiden verdanke ich Einsichten, die mir sonst, nach dem Tod mehrerer Freunde in beiden Ländern, kaum zugänglich gewesen wären. Nicht nur die Verhältnisse in Israel und die von Israel zu Palästina und ihre außenpolitischen Beziehungen haben sich verändert, sondern vor allem die Verhältnisse hierzulande im keineswegs mehr »geruhsamen Deutschland«, von dem einst Heinrich Heine schrieb.

Wenige Jahre nach meiner einzigen Israel-Palästina-Reise 1981 begegnete ich, wieder einmal zufällig, Erich Fried auf einem Flug. Wir hatten reichlich Zeit, die aber nicht reichte, um uns auszutauschen über das, was ihn seit seiner Kindheit bewegte und ihm bis zuletzt am Herzen lag:

[...] Solidarität mit allen unschuldig Verfolgten und Benachteiligten, auch etwas wie Mitverantwortlichkeit für das, was Juden in Israel den Palästinensern und anderen Arabern tun; auch für das, was sie in aller Stille jenen Juden antun, die dagegen kämpfen und protestieren.⁷

Er schlug eine Fortsetzung unseres Gesprächs bei sich zu Hause in London vor. Unsere erste Verabredung, zugleich unsere letzte Begegnung.

Bevor ich sterbe

*Noch einmal sprechen
von der Wärme des Lebens
damit doch einige wissen:
Es ist nicht warm
aber es könnte warm sein*

*Bevor ich sterbe
noch einmal sprechen*

*von Liebe
damit doch einige sagen:
Das gab es
das muss es geben*

*Noch einmal sprechen
vom Glück der Hoffnung auf Glück
damit doch einige fragen:
Was war das
wann kommt es wieder?*⁸

Die Frage der letzten Zeilen dieses Gedichtes liest sich zugleich als Aufforderung, uns der Stellungnahme angesichts gegenwärtiger politischer Konflikte nicht zu verweigern; wie auch Erich Fried nicht, der 1984 – wenige Jahre nach seinem *Bevor ich sterbe* und trotz seiner Erkrankung, die ihn bereits auf das nahende Ende seines Lebens verwies – unnachgiebig versicherte: »Ich bin Ihnen/ noch nicht zu alt geworden/ um mich zu empören.«⁹ In diesem Sinn gebe ich den folgenden Dialog, der mit seiner Kritik der Verhältnisse – in Israel, Palästina, vor allem in Deutschland – auf die Möglichkeit und Notwendigkeit ihrer Veränderung verweist, dankbar weiter.

Rolf Becker
Hamburg, im Februar 2021

Einleitung

Susann Witt-Stahl (SWS)

Erich Fried galt in der Bundesrepublik ab den Sechzigerjahren bis zu seinem Tod 1988 als Ikone der politischen Lyrik. Als marxistischer Intellektueller, der regelmäßig die zahlreichen Leichen im Keller des postfaschistischen Deutschlands ausgrub und mit ihnen eine Dauerpräsentation der vergangenheitspolitischen Schande veranstaltete, wurde er von seinen Anhängern als »Stören-Fried« verehrt und von seinen zahlreichen Gegnern als ebensolcher zum Teufel gewünscht. Nicht zuletzt auch, weil er mit seinen ideologiekritischen Sprachexperimenten und seinem Wortwitz den wachsenden Orwellianismus in der politischen Kultur der spätkapitalistischen Gesellschaft karikierte und damit dessen Urheber und Profiteure bloßstellte. Die größten Erfolge feierte er allerdings mit seiner Liebeslyrik, nicht zuletzt, weil in dieser das »Herz der herzlosen Zeit« pochte, wie es in seinem Gedicht *Du* heißt, und darin seine grenzenlose Menschlichkeit Ausdruck fand, mit der er der Liebe einen Erkenntnischarakter zusprach und besonders an die kämpfende Linke die Erwartung richtete, sich schon im Heute moralisch nicht mehr so zu verhalten, wie es der Mensch im Stande der Unfreiheit tut, sondern wie er es nach seiner Befreiung tun müsste: